Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1907

263 (11.11.1907) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 53

Visual Library

Um wollene Strümpfe gut zu waschen, welche man sie über Nacht ein und wasche sie am folgenden Morgen in lauwarmem, nicht zu heißem Wasser, dem man auf 20 Liter für ungefähr fünf Pfennig Salmiak zusetzt. Man vermeide die Seife vollständig, denn Salmiak entfernt allen Schweiß und Schmutz und wäscht schön rein. Man wäscht die Wäsche zweimal tüchtig aus, aber nicht durch Reiben, sondern vermittelst Streichens durch die Hand, und spült sie in reinem, lauwarmem Wasser nach. Wer so verfährt, wird nie wieder über das Eingehen oder Filzigwerden der Wollwäsche zu klagen haben. Es empfiehlt sich, helle und dunkle Farben nicht zusammen, sondern erst die hellen, dann die dunklen Farben zu waschen. — Die Gläser, in welchen der Salmiak aufbewahrt wird, müssen stets gut verstopft gehalten werden, weil sich sonst der wirksame Stoff rasch verflüchtigt. Strümpfe aus farbiger Baumwolle sollen in lauwarmem (nicht heißem) Seifenwasser ohne vorhergehendes Einweichen in demselben sorgfältig ausgewaschen und dann sofort ein- bis zweimal in klarem, lauwarmem Wasser ausgespült werden. Es empfiehlt sich, dem letzten Wasser etwas Kochsalz oder Essig zuzusetzen. Das erhält die Farben frisch und schön, namentlich, wenn die betreffenden Gegenstände im Schatten getrocknet und dabei die inneren Seiten nach außen gewendet werden.

Oelflaschen zu reinigen. Man wäscht die Flasche mit Pottasche oder besser mit gewöhnlicher Seifensiederlauge mehreremale aus, spült sie dann mit reinem Wasser und schließlich ein- bis zweimal mit gutem Spiritus nach.

Landwirtschaftlicher Ratgeber.

Landwirte führt Bücher! Die Forderung, daß der Landwirt lernen müsse, mehr kaufmännisch zu denken und zu handeln, drängt sich immer mehr in den Vordergrund. Leider aber setzt man sich, besonders in ländlichen Kreisen, bis jetzt immer noch gern über die Buchführung hinweg, und mancher, der das Wort Buchführung hört, empfindet schon eine Gänsehaut. Nicht immer ist dieses auf das mangelnde Geschick zurückzuführen, nein, vielmehr schuld daran ist die irrige Vorstellung, daß eine Menge schwer verständlicher und umfangreicher Geschäftsbücher unbedingt zu einer Buchführung notwendig seien. Gerade wegen dieser Befürchtung beginnen viele überhaupt nicht mit einer Buchführung, und in dem gänzlichen Mangel einer solchen ist das Zurückgehen von landwirtschaftlichen Betrieben und ländlichen Gewerbe- und Handwerksbetrieben häufig zu suchen.

Gegen das Ferkelfressen. Gar oft kommt es vor, daß Schweine die jungen Ferkel, nachdem sie die Nachgeburt gefressen haben, gleichfalls auffressen. Gegen diese Untugend der Mutterschweine empfehlen manche Tierärzte das Entfernen der Nachgeburt und der kleinen Ferkel und machen den Vorschlag, einem solchen Tiere, bei dem dies schon öfter vorgekommen ist, ein halbes Pfund rohen Speck vorzuwerfen. Das alte Schwein wird ihn sofort verschlingen und die Kleinen in Ruhe lassen. Außerdem soll auch das Bestreichen der Ferkel mit warmem Essig oder Branntwein am ganzen Leibe und ebenfalls der Sau am Kopfe und besonders an der Nase von großem Nutzen sein und das Fressen der Jungen verhindern. Werden die Sauen stets mit hinreichenden Vorräten von Holzkohlen versehen, so sollen sie die Ferkel gleichfalls nicht fressen.

Ist man genötigt, sofort zu pflanzen, was bei der Herbstpflanzung häufig der Fall ist, dann wird alle Erde eingefüllt und oben eingeebnet. Soweit die Erde geht, macht man an den Pfahl ein Zeichen mit Bleistift, nimmt jetzt so viel Erde um den Pfahl weg, als nötig ist, um die Wurzeln bequem einbetten zu können und stellt nun den Baum so neben den Pfahl, daß der Wurzelhals in gleiche Höhe mit dem am Pfahl angebrachten Zeichen kommt. Wurde das Erdmaterial der Grube nicht nennenswert vermehrt, so muß auf diese Art, nachdem der Boden sich eingesetzt hat, der Baum richtig stehen, d. h. Wurzelhals gleich Erdoberfläche.

Allerlei.

Die verhängnisvollen Pralinees.

Aus Dortmund berichtet die „Westf. Volksztg.": Ein Arzt wurde kürzlich eiligst zu einer jungen Dame geholt, die angeblich plötzlich schwer erkrankt sei. Als der Arzt hinzukam, lag die Dame mit hochrotem Gesicht auf dem Sofa, atmete schwer und war durch Rütteln und Rufen nicht zu erwecken. Zu näherer Untersuchung beugte sich der Arzt etwas näher zu ihr hinab, prallte aber entsetzt zurück. Die Kranke verbreitete nämlich einen kräftigen Schnapsgeruch. Eine leise Andeutung dieses Verdachts den Angehörigen gegenüber wurde mit Entrüstung zurückgewiesen und doch hatte der Arzt recht. Die junge Dame war tatsächlich — betrunken. Auf dem Tisch vor dem Sofa stand eine Schachtel mit Schokoladenkonfekt, hauptsächlich in Form von Pralinees und Schokoladenbohnen. Der Arzt bat sich einige der Näschereien aus und untersuchte sie zu Hause mit folgendem Erfolg: alle Pralinees waren mit gemeinstem Fusel gefüllt, durchschnittlich ungefähr 5 Gramm schwer und enthielten etwa zwei Raumzentimeter der lieblichen Flüssigkeit. Nun hatte das Fräulein, wie sich später herausstellte, ungefähr ein halbes Pfund (!) von dem Konfekt verzehrt. Das waren fünfzig Stück Pralinees und Bohnen, in denen im ganzen hundert Raumzentimeter Fusel enthalten waren. Das ist eine ganz anständige Menge.

Da ein Likörglas ungefähr 10 bis 15 Raumzentimeter enthält, so hatte sie wahrscheinlich in sehr kurzer Zeit **sieben bis zehn Schnapsgläser Fusel** genossen, vollkommen genügend, um nicht nur zarte Dämchen, sondern auch kräftige Männer betrunken zu machen.

Der internationale Rattenkrieg. In Kopenhagen soll eine große internationale Konföderation gebildet werden, um mit vereinten Kräften gegen den vierbeinigen langgeschwänzten Feind der Menschen, die **Ratte**, vorzugehen. Die dänische Regierung will dieser Gesellschaft ihre Unterstützung leihen und die Diplomaten werden in Bewegung gesetzt, denn der Schlachtruf heißt: Nur mit vereinten Kräften können wir den Feind bezwingen. Vielen wird dieser große Apparat für eine verhältnismäßig so geringe Sache etwas zu kompliziert erscheinen, und doch erscheint sie, genauer betrachtet, wohl nur dem Uneingeweihten gering. Denn der Ingenieur Zuschlag, der die ganze Bewegung ins Leben gerufen, hat, der Wiener „Zeit" zufolge, ausgerechnet, daß die Ratten seinem Vaterlande einen jährlichen Schaden von rund 10 Millionen Kronen zufügen, eine stattliche Summe für ein so kleines Land wie Dänemark. Dann kommt noch ein anderes Moment in Betracht: Es nützt nichts, wenn man nicht mit vereinten Kräften und nach vereinbartem Plane gegen Meister Langschwanz vorgeht. Während in einem Ort, in einem Distrikt die Ratte vertilgt wird, geht im benachbarten die Vermehrung in ungehindertem Maße fort. Ein Rattenpärchen kann unter normalen Verhältnissen in einem Jahre eine Schar von 800 hungrigen Nachkömmlingen um sich sehen. Diese Mäuler wollen gestopft werden, und da ist es begreiflich, daß nichts vor ihnen sicher ist. Aber es handelt sich nicht nur um materielle, sondern auch um hygienische Schädigungen. Wenn die Pest in Indien Hunderttausende hinwegrafft, so ist schließlich nur die Ratte schuld daran, wenn die Trichinosis unter uns ihre Opfer fordert, wieder die Ratte, denn das Schwein, dessen Fleisch Trichinen enthält, wird von der Ratte infiziert. Darum kann man die internationale Kriegsorganisation, deren erste Stadien in Kopenhagen in die Erscheinung treten, nur begrüßen und in den Kriegsruf mit einstimmen.

Aus den Witzblättern.

„Ulk".

Garde du corps. „Nicht wahr, mein Sohn, das Militär ist eine gute Schule fürs Leben?" — „Ih ja, Herr Pastor! Wat ick da allens jelernt habe!!"

*

Seltsam. Wer beherrscht in Rußland die Obrigkeit? — Die Niedrigkeit.

*

Im zwanzigsten Jahrhundert. „Frau von Schmeltow ist wohl eine sehr eifrige Luftsportlerin?" — „Und ob! Die hat schon das dritte Kind im lenkbaren Luftschiff geboren."

*

In einem Badestädtchen am Rande des Schwarzwaldes ist es Usus, daß man beim Baden einen einfachen Schurz um die Lenden bindet. Eines Tages erscheint jedoch ein Odenwälder Bauersmann mit diesem Bekleidungsstück um den Hals im Baderaum und der Diener, der ihn auf das Ungebührliche seines Benehmens aufmerksam zu machen sucht, erhält die Antwort: „Ich hab's nit im Bauch wie die annern, ich hab's im Hals."

Druck von Geck u. Cie., Karlsruhe i. B.

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 53. Karlsruhe, Montag den 11. November 1907. 27. Jahrgang.

Durch wessen Hand.

Kriminalroman von Friedrich Thieme.

44) (Nachdr. verb.)

(Fortsetzung.)

13.

Sofort nach der Entfernung des Ingenieurs begab sich Ullrich in die Zelle der Sängerin.

„Fräulein Franken," redete er sie an, „in Ihrem eigenen Interesse ersuche ich Sie, mir wahrheitsgetreu zu antworten. Sie haben mir seinerzeit über die Person Ihres Verlobten, des Georg Pöllnitz, fast nichts gesagt und ich gebe gern zu, daß Sie nicht viel darüber wissen."

„So ist es auch, Herr Assessor," erwiderte Thekla aufrichtig.

„Hat er denn gar nicht einmal bei irgend einer Gelegenheit seinen Geburtsort oder früheren Aufenthalt gegen Sie erwähnt?"

„Wie ich Ihnen schon sagte, sprach er von Paris, er ist aber auch in England und anderen Ländern gewesen."

„Das genügt mir nicht."

„In seinen Legitimationspapieren muß doch wohl sein Geburtsort angegeben sein?"

„Allerdings, sofern sie nicht gefälscht sind. Aber wo sind sie? Wahrscheinlich in der mitverschwundenen Brieftasche. Ich werde noch heute nach Chemnitz, wo er zuletzt formell angemeldet war, depeschieren, um wenigstens seinen Geburtsort zu erfahren. Es kommt mir vor allem darauf an — doch halt, hat er damals in Ihrer Gegenwart den Namen Mednau oder Rober erwähnt?"

„Niemals."

„Oder entsinnen Sie sich sonst einer Aeußerung, die von Wert für uns sein könnte?"

Thekla dachte nach. Endlich sagte sie: „An unserer Bühne gastierte einmal ein Schlesier, mit dem sich Pöllnitz mit Vorliebe unterhielt. Mir ist, als hätte er in einer besonders heiteren Stunde diesen als Landsmann begrüßt."

„Das kann ein Scherz gewesen sein," äußerte der Assessor.

„Ja freilich. Kennt denn seine — Braut nicht den Ort?" fragte Thekla ironisch.

„Ich werde mich bei ihr erkundigen," erwiderte Ullrich und er säumte in der Tat nicht, Isa die Frage vorzulegen.

Die junge Dame erklärte, sie nicht beantworten zu können.

„Sie mögen das sonderbar finden," begründete sie mit leiser, milder Stimme ihre Unfähigkeit, „aber es hat tatsächlich zwischen mir und ihm nicht ein einziges vertrauliches Gespräch stattgefunden. Ich hatte so wenig Interesse daran, wie für ihn selbst. Es war mir gleichgiltig, wo er herstammte. Ich habe jeden Versuch seinerseits, die Rechte eines Verlobten in Anspruch zu nehmen, zurückgewiesen."

„Und Sie teilen mir wieder nur die Tatsache mit, ohne den dazu nötigen Kommentar, Fräulein von Mednau?"

„Ich sage Ihnen das nur, um, nachdem Sie schon so viel wissen, nicht falsch beurteilt zu werden."

Unbefriedigt entfernte sich der Assessor, um sich nach dem Meldeamt zu begeben. Er bat den Beamten, dem die Führung des Meldebuchs oblag, ihm doch einmal im Register die Familie Rober aufzuschlagen.

Der Meldebeamte erklärte, das werde schnell geschehen sein, da der Zuzug an ordentlichen Einwohnern nicht bedeutend sei und der Termin der Ankunft der Familie erst ungefähr zwei Jahre zurückliege.

Ohne Hoffnung, auf dem eingeschlagenen Wege zu einer für ihn nützlichen Kenntnis zu gelangen, beugte sich Ullrich über das Journal, studierte er die auf Grund der Meldezettel besorgten Eintragungen — plötzlich stutzte er, er fand als Geburtsort sowohl des Hofkapellmeisters als auch seiner Frau die Stadt Liegnitz bezeichnet.

„Und Pöllnitz allem Anschein nach ebenfalls ein Schlesier? Das ist wohl mehr als ein bloßer Zufall," grübelte er vor sich hin. „Ich muß sofort einmal in Liegnitz und Chemnitz anfragen."

Entschluß und Ausführung folgten sich auf dem Fuße. Ausführliche Telegramme gingen nach Liegnitz und Chemnitz. Umgehend kam aus letzterer Stadt die Antwort zurück, der Angefragte habe seinerzeit als seinen Geburtsort Oldenburg angegeben und als Legitimation einen Auslandspaß vorgelegt, sowie einige Atteste deutscher Konsulate in England und Frankreich. Der Assessor zeigte sich darüber nicht wenig erstaunt. Oldenburg und Schlesien, welch ein Unterschied! Vergebens wartete er auf die Rückantwort von Liegnitz. Es wurde Abend, der nächste Tag brach an und neigte sich wieder seinem Ende zu — da endlich brachte der Telegraphenbeamte den ersehnten Bescheid. Er lautete:

„Feststellungen sehr schwer, da lange zurückliegt. Ein Egbert Rober, Musiker, Sohn des Lehrers Karl Rober, ist seit 18 Jahren von hier fort. Soll bald darauf die Witwe des ermordeten Oberbergrats von Mednau geheiratet und eine Stelle in Rußland angenommen haben. Ein Georg Pöllnitz hier nicht bekannt."

Also ermordet worden ist der erste Gatte der Frau Rober:" murmelte Ullrich überrascht. „Wer aber hat ihn ermordet? Und welches war das Motiv? Warum sind die Herren in Liegnitz nicht deutlicher gewesen? Vielleicht, weil der Oberbergrat von Mednau seinen Wohnsitz wo anders hatte?"

Der junge Mann war überzeugt, in diesen wenigen Zeilen den Schlüssel des Geheimnisses angedeutet zu sehen. Der Mord des ersten Mannes der Frau Rober stand sicher in moralischer Verbindung damit. Er überlegte lange, was zu tun sei, sicherlich würde er weder von dem Hofkapellmeister selbst, noch dessen Gattin oder Isa — falls diese überhaupt in die Sache eingeweiht war — Auskunft erhalten. Das beste war schon, auf der Stelle nach Liegnitz zu fahren, dort werde es ihm gelingen, den Spuren der alten Geschichte mit Erfolg nachzuforschen.

Ullrich zählte nicht zu den langsam erwägenden Naturen, er war der Mann der raschen Tat. Nachdem er den Kommissar Arnhofer mit seiner Stellvertretung betraut, reiste er am nächsten Morgen nach der Kreisstadt, um die Autorisation seines Vorgesetzten einzuholen. Sobald er diese erhalten, setzte er sich auf die Bahn. Tag und Nacht fahrend, traf er am Morgen nach seiner Abreise in der einstigen Residenz der Herzöge von Liegnitz ein.

Sein erster Besuch galt dem Landgerichtsdirektor Selbmann, einem alten Freund und Universitätskollegen des ersten Staatsanwalts, an welchen dieser ihn empfohlen hatte. Selbmann sei schon länger als dreißig Jahre in Liegnitz und werde am ersten in der Lage sein, ihm Aufschluß zu erteilen.

Der alte Herr, fast 70 Jahre alt, empfing ihn mit großer Liebenswürdigkeit. Sobald er den Namen Mednau hörte, machte er die Augen weit auf.

„Ja, ja," entgegnete er in seiner gewichtigen, langsamen Manier, „ich kenne ihn wohl; ich habe zwar nicht persönlich mit der Sache zu tun gehabt, aber die Zeitungen waren seinerzeit voll davon. Es war ein aufsehenerregender Prozeß. Der Oberbergrat von Mednau war erschossen worden und seine junge Gattin sowie ein Bergbeamter, dessen Name mir entfallen ist, waren als Mörder angeklagt, waren aber nach mehrtägiger aufregender Verhandlung freigesprochen."

„Und wo fand die Verhandlung statt?" fragte gespannt der junge Mann.

„Vor dem Schwurgericht in Oppeln."

„Sie entsinnen sich jedoch der Details des Prozesses nicht mehr?"

„Nein, Herr Assessor, dazu gehen jährlich zu viele Verhandlungen durch meinen Kopf. Der Zusammenhang ist mir wohl noch ungefähr gegenwärtig, es würde aber keinen Zweck haben, Ihnen diesen mitzuteilen, da ich für die volle Richtigkeit nicht bürgen kann. Sie fahren am besten selbst hinunter und holen sich den genauen Sachverhalt.“

Ullrich folgte dem Rat und bestieg den nächsten Zug nach Süden. Erst abends traf er in Oppeln ein, trotzdem ließ er sich nicht abhalten, dem Präsidenten des Landgerichts noch einen Besuch abzustatten.

Sobald der Präsident Ullrichs Reisezweck kennen gelernt hatte, erkundigte er sich angelegentlich nach den Einzelheiten des in T. verübten Verbrechens.

„Sonderbar,“ äußerte er, „äußerst sonderbar — also das Kind der Mednau ist verdächtig? Dann widerfährt ihr dasselbe Schicksal wie dereinst ihrer Mutter. Ja, ja, Herr Assessor, der Prozeß ist mir noch völlig in Erinnerung, ich fungierte damals als Präsident des Schwurgerichts und kann wohl sagen, es war eine der interessantesten und aufregendsten Verhandlungen, die ich je erlebt. So etwas vergißt sich nicht leicht.“

„Jetzt verstehe ich auch die befremdliche Bemerkung des Hofkapellmeisters Rober, die er fallen ließ, als ich seine Tochter zuerst vernahm,“ fuhr der Assessor auf. „Es liegt ein Fluch auf diesem Geschlecht, sagte er, und wiederholte ein paarmal verzweifelt: damlas, damals!“

„Rober selbst ist mir ganz unbekannt. Ich wußte nichts davon, daß sich Frau von Mednau wieder vermählt hatte. Sie verschwand nach dem Prozeß aus der Gegend und ist nie wieder gesehen worden, ebenso jener Cloth.“

„Cloth?“ fragte Ullrich enttäuscht. „Was spielte er für eine Rolle in der Geschichte?“

„Er war mitangeklagt.“

„Des Mordes an Mednau? dem Gatten der Dame?“

„Ja. Er sollte der Mörder, die Frau die Anstifterin sein.“

„Ist es ihnen möglich, Herr Präsident, mir eine ausführliche Darstellung des Prozesses zu verschaffen?“

„Ihr Wunsch kann in wenigen Minuten Erfüllung finden. Ich besitze eine Sammlung von Zeitungsreferaten über die wichtigsten der von mir geleiteten Verhandlungen, und über den Fall Mednau ist meines Wissens in eingehender Form referiert worden.“

(Fortsetzung folgt.)

Vom Fels zum See.

Von Anton Fendrich.

III.

Steinweh.

Wochenlang bin ich gewandert, herumgestiegen und geklettert zwischen 1000 und 3000 Metern, den Vorarlberger Normalmassen; habe die Murmeltiere beim Löcherbohren und Heusammeln belauscht und den Gemsen beim übermütigen Spiel auf steilen Schneehalden zugeschaut; bin mit Grenzwächtern und Wilddieben gegangen, habe Kristalle und versteinerte Ammonshörner gefunden und alle Herrlichkeiten der unberührten Natur ausgekostet. Trotz alledem wurde ich eines schönen Tages krank. Was mir fehlte, wußte ich nicht. Ich war merkwürdig müde; aber die Müdigkeit saß tiefer als in den Muskeln. Wenn ich abends den Weg von der Brandner Kirche dem Alvier entlang ging — einen der schönsten Abendspaziergänge auf der ganzen schönen Welt —, da war zu meinem eigenen Staunen mir alles, was ich bis dahin so unbeschreiblich schön gefunden hatte, ebenso unbeschreiblich gleichgiltig. Ich sehnte mich fort, hinunter nach der Ebene. Das war kein Zweifel mehr. Aber ich hielt dies Gefühl für die Folgen irgendeiner körperlichen Verstimmung und blieb. Der Zustand wurde immer schlimmer. Schlaflosigkeit stellte sich ein. Zwei Nächte lang träumte ich von weiten Blicken über schöne Länder und große Seen. Eines Abends sagte mein Tischnachbar, ein biederer Schulmeister von einem schwäbischen Gymnasium, er sei bis jetzt in Ermatingen gewesen. Da wars mir, als ob ein Vorhang aufgezogen würde. Ich sah das pfahlumrahmte, liebliche Fischerdorf am Untersee, sah die weite, weiche Wasserflut, sah den kulissenlosen, unermeßlichen Himmel über mir — und wußte nun, was mir fehlte. Ich war bergmüde und hatte das Steinweh. Und das Heimweh hatte ich nach duftenden Blumen, nach Rosen und Nelken und Reseden; nach wohlgepflegten Gärten, nach ebenen, gut besprengten Straßen und nach behaglichen Häusern, womöglich mit Oleanderbäumen davor. Ich sehnte mich nach all der unberührten Natur, nach etwas Berührung mit der Kultur, nach Menschenwerk, und wenn es nur ein stolzes Dampfschiff war, das den zwei Armen eines Steuermanns gehorchte. Die zutrauliche, österreichische Gemütlichkeit im Hotel Kegele war sechs Wochen lang herzerfrischend gewesen, aber mich dürstete es jetzt nach der Exaktheit wohlerzogener, schweizerischer Saaltöchter. Ich begriff endlich von seinem Standpunkt aus meinen Brander Freund, den Schuhmacher und Bildschnitzer Peter Mayer, der mir einmal gesagt hatte: „Einmal kann man in die Bürser Felsenschlucht gehen, aber wers zum zweitenmal tut, muß halt schon ein bissel verruckt sein.“ Und im schweizerischen Jahrbuch des Alpenklub, das mir der Postbote gerade gebracht hatte, las ich folgende, von der Redaktion allerdings unter Protest zitierte Stimme eines älteren Bergsteigers: „Was bleibt uns noch in den höchsten Regionen? Felsen und Eis, erstere in steter Auflösung und Abkrümelung begriffen. Bilder des Todes, eine Welt, von der wir zudem fühlen, daß bei anscheinend starrer Gleichgiltigkeit sie dem Eindringling in roher Feindseligkeit gegenübersteht, ihn fortwährend bedroht und beim geringsten Fehler vernichtet. Man hat daher zuzeiten das Gefühl — und wen unter uns überkamen nicht schon solche Anwandlungen —, daß in verschiedenen Beziehungen es sich nicht verlohne, alle Jahre mehr als einige Tage ins Hochgebirge zu gehen, daß eine längere Periode einförmig wirke, daß es für den Geist nützlicher und genußvoller wäre, statt einen Gletscher nach dem andern zu durchwandern, unten zu bleiben, andere Länder, andere Menschen kennen zu lernen.“

Das wars.

Des andern Tags gegen Abend landete ich am großen Steg von Ermatingen. Es war eine Wonne sondergleichen für meine Augen gewesen, daß sie nun nicht mehr bei jedem Blick an rauhen Felsen oder steilen Bergwänden anstießen, sondern endlos über die blaue Seide des Bodensees hinschweifen konnten. Als ich nun zwischen den leuchtenden und duftenden Blumengärten von Ermatingen hinging, hinter mir her ein kleines Bürschle mit meiner Habe auf einem Karren, da war ich wieder gesund. Und als ich in einem kleinen Stübli saß mit dem Blick auf fruchtschwere Birnenbäume und hohe farbenglühende Spätsommerblumen, da wußte ich wieder, daß es eben auch etwas Schönes darum sei, zu den „Niederungsmenschen“ zu gehören

Am Untersee.

Es macht den Menschen demütig und still, wenn er den Spuren der Arbeit folgt, welche die Naturgewalten in Jahrtausenden verrichten; aber er wird froh und zuversichtlich, wenn er die Früchte menschlicher Geistestätigkeit betrachtet, die aus früheren Jahrunderten und Jahrtausenden vom reichen Baum der Zeit in unsere Gegenwart hängen. Wer die Welt auf diese Art beschaut, und Kultur und Kunstgeschichte lieber an den lebendigen Quellen als in Büchern studiert, der mag einmal an den Untersee gehen. Es ist ein Lieblingswinkel der Geschichte und eine richtige Schlachtenecke. Mit Steinbeilen und Bronzedolchen, mit Eisenschwertern und Hunnenpfeilen, mit Morgensternen und Hellebarden, mit steinernen Kanonenkugeln und siedendem Oel haben sich dort die Völker gegenseitig von ihrem Recht zu überzeugen gesucht. Doch blitzten nicht minder des Geistes Waffen. In zahlreichen Klöstern hatten die griechischen und römischen Klassiker ihr Asyl, und was dazu an neuem Leben gedichtet, gemalt und geschnitzt wurde, das kann man heute noch sehen. In wohlgeleiteten Museen sind die Schätze vergangener Kulturarbeit geordnet. Im Schlößchen Arenenberg ist die Tragödie des Napoleonischen Hauses in einem oft hell blinkenden, oft düster leuchtenden Juwel gefaßt. Aber auch das Leben der Gegenwart blüht und grünt an diesen reichen Seegestaden. Ich mag kein Lobgetöse erheben, aber an einem Born freudiger Frische kann ich nicht vorübergehen: dem Landerziehungsheim Glarisegg. Die freie Schulgemeinde Wickersdorf ist eine „Pädagogische Provinz“ im Sinne Goethes genannt worden. Wer die neue Lehre vom neuen Lernen in Glarisegg kennen lernt, dem wird sich derselbe Vergleich aufdrängen. Und nun zu all diesem von drängendem Blut durchpulsten Leben ein gesegnetes Land voll stiller Schönheit und reichen Auen. Zwar werden dieses Jahr wohl kaum die Schulkinder und Handwerksburschen zu Hilfe gerufen werden müssen, um, wie in anderen Jahren, der Fülle der Aepfel und Birnen und Zwetschgen Meister zu werden, wie in anderen Jahren, wo an alle Vorübergehenden aus den Gärten die Bitte gerichtet wurde: Nehmt und eßt! Aber doch strotzt der Boden von vielerlei Gutem. Das Korn stand schön, und wenn der Spätsommer nur noch ein Weilchen sich gut anläßt, wirds auch ein fröhliches Herbsten werden.

In einer stillen Laube am See, durch deren Lücken im spinnenden Laubgerank der Rosenduft aus den benachbarten Gärten zieht, sitze ich oft und trink dazu drei Dezi Waadtländer. Draußen auf dem stillen See, in den des Himmels Bläue versunken ist, schwimmen schwarze Fischerboote oder glänzen die nackten Körper von Knaben und Mädchen, die sich in einem Schiffchen hinausrudern und einsam in aller Oeffentlichkeit, vom Sonnenschein und Wind umspielt, ihr warmes Leben in der klaren Flut kühlen, bis sie aufjauchzen vor lauter Lust. Drüben liegt die stille Reichenau mit ihren tausendjährigen Kirchen, ihren Rebhügeln und ihren üppigen Fluren. Droben im Rauch der im Hafen dampfenden Schiffe zeichnet sich die graue Silhouette von Konstanz mit dem eintürmigen Münster. Drunten stehen die blauen Twiele des Hegau im mattgoldenen Sonnendunst...

Da kommt in einem Einbaum ein schwarzbärtiger Geselle gefahren. Sein braungebrannter Leib steckt in einer zerrissenen Kutte. Neben sich hat er einen furchtbaren Prügel liegen. Holla! Das ist ja Moengal, der Leutpriester der Radolfzelle mit seiner geliebten Keule Kambutta, gerade wie ihn der Meister Scheffel im Ekkehard ins Leben gerufen.

Da sagt auf einmal eine liebe Mädchenstimme: „Noch emol drei Dezi?“

Der Leutpriester ist verschwunden. Es scheint offenbar nicht bei den ersten drei Dezi geblieben zu sein.

Das Kind als Glücksgarantie.

Kein Mensch wird behaupten wollen, daß die beiden jungen Eheleute sehr glücklich mit einander lebten. Sie selber fühlen es mit dumpfer Verzweiflung: das ist doch nicht das Leben, von dem wir in unserer Liebe geträumt haben! Wie oft kommt es jetzt, nach einem einzigen kurzen Ehejahr schon vor, daß sie nicht mehr das lösende Wort zu freundschaftlicher Aussprache finden! Daß der Mann mißgestimmt heimkommt und garnicht zu ahnen scheint, wie brennend gern die Frau neben ihm seine Vertraute sein möchte. Daß die Frau heimlich in sich hineinweint und seufzent grübelt: Warum hat er mich nicht mehr lieb? Warum wird es uns denn gar so schwer, uns in einander zu schicken?

Da kommt die Mutter und tröstet: „Ach, du mußt dir nicht unnütze Sorge machen. So ist es mir auch im Anfange der Ehe gegangen, und den meisten Frauen gehts so. Laß nur erst ein Kind da sein, dann wird das alles anders. Und ein ganzer Chor weiser Nachbarinnen und Tanten stimmt mit ein: Ja, ja, das Kind, das Kind! Ach was so ein Kind alles vermag! Das Kind bringt neue Liebe, goldenen Frieden und dauerndes Glück. Und die junge Frau läßt sich gern von der Welterfahrenheit ihrer älteren Leidensgenossinnen trösten.

Und dann wird dieses Zauberkind geboren, und es scheint auch wirklich, als ob es alles Glück junger Liebe wiedergebracht hätte. Der junge Vater ist zärtlich und fürsorglich und eifrig und stolz; er kann sich kaum genug tun in liebvoller Pflege für die junge Mutter und das kleine, hilflose Wesen. Und die junge Frau lächelt in seligen Träumen über ihre zerflatterten Hirngespinste: ja, das Kind hat uns wieder zusammengeführt.

Aber mit welcher unheimlichen Schnelligkeit verfliegt dieser neue Glücksrausch. Dieses kleine Wesen bringt ja auch Pflichten, eine Last von Pflichten! Es macht das Heim unruhig, weil die unerfahrene Mutter es sich zu einem Haustyrannen auswachsen läßt. Es bindet sie an das Haus, weil es immer wieder Nahrung und Reinlichkeit braucht. Es stört die Ordnung des Haushaltes, weil die junge Frau es nicht fertig bringt, das Kind an feste Ordnung zu gewöhnen. Der Mann findet, wenn er nun nach Hause kommt, ein schreiendes Kind, einen ungedeckten Tisch, eine Küche voll Windeln, eine ratlose Frau. Wenn er jetzt mit Sorgen heimkommt, so sitzt keine bereite Trösterin mehr da, die nur sehnsüchtig darauf wartet, daß ihr Trost begehrt werde. Jetzt sitzt da eine verärgerte, ungeduldige, gereizte Frau, die selber ermutigt, beruhigt, gestreichelt, verstanden sein will. Eine Mutter, die über ihr Kind unglücklich ist, weil es so viel schreit und weil es nicht recht gedeihen will; eine Hausfrau, die mit ihrem Haushalt nicht mehr fertig wird und darum keine Freude mehr an ihm hat; eine Gattin, die sich auf die [illegible] sich davor fürchtet, denn der Mann wird ungeduldig, er schimpft oder er läuft gar wütend wieder weg. Die Frau hat keine Zeit mehr für den Mann, und der Mann empfindet allzusehr, daß er nicht mehr der Gegenstand der sorglich-zärtlichen Liebe seiner Frau ist. Die Entfremdung zwischen den Eheleuten ist nicht nur wiedergekommen, sie ist in einem erschreckenden Maße gewachsen. Und sie wächst mit jedem weiteren Kinde. Vielleicht nimmt sie später, wenn die Kinder nicht mehr so starke Ansprüche an die Mutter stellen, wieder ab. Aber oft ist die Enfremdung dann schon zur Gewohnheit geworden.

Es ist eine trügerische Lüge, daß das Kind unter allen Umständen eine festere Bindung des ehelichen Glückes seiner Eltern bringen muß. In unseren wundervollen sozialen Verhältnissen ist das Kind, anstatt eine Quelle süßer Freuden für beide Eltern zu sein, meist nur ein schmerzvolles Problem mehr zu den übrigen Problemen der Ehe. H. M.

Aus allen Gebieten.

Medizinisches.

Die Bergabsteigekur. Das Neueste auf dem Gebiete der Terrainkur ist die Bergabsteigekur, die von einem russischen Arzt Dr. Benderski in der „Zeitschrift für diätetische und physikalische Therapie“ beschrieben wird. Daß das Bergsteigen an und für sich eine wohltuende Wirkung auf den ganzen Körper ausübt, ist ja bereits allgemein anerkannt, und beim Tragen des eigenen Körpers auf die Berge kommen außer der Anstrengung der Beine besonders die Anstrengungen der Brustorgane, Herz und Lungen, in Betracht. Etwas anders verhält es sich beim Absteigen, denn dadurch wird eine gewisse Erschütterung des Leibes und der in ihm enthaltenen Organe bewirkt, was Benderski als ein mechanotherapeutisches Mittel für den Leib ansieht, und das besonders da am Platze ist, wo es sich um eine Anregung der Darmverhältnisse handelt. Er behauptet, daß für manche Menschen das Absteigen dienlich ist, die aus verschiedenen Gründen nicht bergan steigen dürfen, wobei indes erwähnt werden muß, daß bei entzündlichen Prozessen im Leibe und bei gewissen Krankheiten der Unterleibsorgane auch das Absteigen unter Kontrolle des Arztes gestellt werden muß. Kann also ein Patient nicht auf einen Berg hinauf- und nachher herabsteigen, so soll er wenigstens mit einem Wagen auf den Berg fahren und zu Fuß heruntergehen. Als Treppenkur fahren solche mit dem Lift hinauf und steigen die Treppen herab. Im großen und ganzen soll die Absteigekur die Tätigkeit der Bauch- und Darmmuskulatur fördern und die Tätigkeit der Bauchdrüsen in erheblichem Maße anregen.

Gesundheitspflege.

Die Steigerung der Eigenwärme bei der Arbeit in hohen Temperaturen. Wie gefährlich bei Arbeitern der Einfluß der erhöhten Temperatur auf die eigene Körperwärme, sowie auf Puls und Atem ist, geht aus den Untersuchungen hervor, die der Marine-Stabsarzt S. Kurita in Tokio bei 28 Feuerleuten und 6 Mann im Maschinenraum an Bord des japanischen Kriegsschiffes Itsukushima auf der Fahrt in tropischen Gewässern angestellt hat. Bei den ersteren zeigte sich infolge der furchtbaren Hitze im Heizraum oder Kohlenraum, verbunden mit einer sehr lebhaften Muskeltätigkeit, daß die Pulsschläge 103 und die Atemzüge 30 betrugen. Die Körperwärme stieg bei zweien auf 39 bis 39,1 Grad, bei 17 auf 38,0 bis 38,9 Grad, bei 7 auf 37,5 bis 37,9 Grad und bei zweien auf 37,2 bis 37,4 Grad, während kein einziger im Maschinenraum eine höhere Temperatur als 37,6 Grad hatte. Die Steigerung der Eigenwärme fing schon nach 30 Minuten in der Arbeit (sie arbeiteten 4 Stunden am Tage und ebensoviele Stunden nachts) an und erreichte in der letzten Stunde der Arbeit den höchsten Grad. Die Temperaturhöhe der Feuerleute ging nach einstündiger Ruhe in Zimmertemperatur von 24 bis 29 Grad Celsius schon durchschnittlich auf 37,5 Grad Celsius und weiter nach zweistündiger auf 37,2 Grad Celsius herunter.

Aus der Beobachtung Kuritas (Archiv für Schiffs- und Tropen-Hygiene) ergab sich, daß erstrebt werden muß, die Temperatur in solchen heißen Räumen durch die Vervollständigung der Ventilation möglichst herabzusetzen, und ferner, daß für die in solchen Räumen Arbeitenden nach der Arbeitszeit wenigstens eine zweistündige Erholungspause absolut notwendig ist.